

Geert Keil Ist die Philosophie eine Wissenschaft?

I

Wer heute aus heiterem Himmel danach fragen wollte, ob die Philosophie eine Wissenschaft sei, würde unweigerlich Mißtrauen auf sich ziehen. Die Frage mag noch so unschuldig daherkommen, man wird es demjenigen, der sie stellt, einfach nicht abnehmen, daß er nur die Frage beantwortet haben möchte und weiter nichts. Zu oft hat man mit ansehen müssen, was aus Debatten über die Wissenschaftlichkeit dieser oder jener Disziplin geworden ist, als daß man nicht hinter der Frage eine weitere Absicht vermuten würde und folglich verstimmt ist. Wer Wissenschaft sagt, will betrügen. – Es scheint deshalb, als ob die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Philosophie nicht etwa beantwortet, sondern kritisiert werden müßte. Und die nächstliegende Art, dies zu tun, ist die Ersetzung der Frage durch eine andere, nämlich durch die nach dem *cui bono* ihrer Beantwortung: Was hängt an der Frage? Wem nützt ein Insistieren auf der Wissenschaftlichkeit der Philosophie? Und warum sollte die Philosophie überhaupt eine Wissenschaft sein *wollen*?

An einer solchen Wendung der Debatte möchte ich mich im folgenden nicht beteiligen. Wer diese Art von Fragen vorzieht, hat selbst schon einen in bestimmter Weise eingeschränkten Blick auf die Wissenschaft, nämlich einen wissenschaftssoziologischen oder einen ideologiekritischen. Wer so fragt, schenkt den Wissenschaftsbegriff dem jeweiligen *mainstream*, weil er die genannten *Cui-bono*-Fragen für interessanter hält. Diese Politik sollte ihrerseits Mißtrauen erregen. Auch das Niederschlagen der Frage, ob die Philosophie eine Wissenschaft sei, provoziert ein *cui bono*. Wem nützt der Rückzug in die wissenschaftssoziologische Halbdistanz? Die falsche Selbstzufriedenheit derjenigen Fächer, die sich für das Ganze der Wissenschaft zu halten angewöhnt haben, wird dadurch nur bestärkt. Das abgeklärte Verabschieden der Frage, was eine Wissenschaft zur Wissenschaft macht, nützt bestimmten Wissenschaften und schadet anderen. So schadet es beispielsweise der Philosophie.

Dies gilt selbst dann, wenn der unter Philosophen nicht unübliche kampflose Verzicht auf den Wissenschaftsanspruch ausdrücklich in szientismuskritischer Absicht erfolgt. So war die wohlfeile Szientismuskritik der Kritischen Theorie bloß die Rückseite einer von ihr selbst stilisierten Front, auf deren einer Seite Aufklärung, Reflexion und Kritik für die Philosophie reklamiert wurden, während man den Wissenschaftsbegriff den Naturwissenschaften schenkte und diese mitsamt ihrem »Positivismus« ihrem Schicksal überließ. »Denken ist unwissenschaftlich«, pflegte Adorno zu sagen, und mit dieser Koketterie stand er nicht allein; man denke nur an Heidegger oder an Bloch. Das Kokettieren mit der Wissenschaftsferne des »tiefen« Denkens ist seit jeher Bestandteil des elitären Selbstverständnisses deutscher Philosophieprofessoren. Um so trefflicher läßt sich dann der »Szientismus« der Naturwissenschaften beklagen. Nun ist Szientismus, von Habermas als »Glaube der Wissenschaft an sich selbst« (unter-) bestimmt¹, seinerseits keine naturwissenschaftliche Position, sondern eine quasi-philosophische. Der Szientismus entspringt einer – falschen – Einschätzung der Erklärungsleistung und des Erklärungsanspruchs der Naturwissenschaften, und diese ist unter Philosophen mindestens so weit, wenn nicht weiter verbreitet als unter Naturwissenschaftlern selbst. Die radikalsten, aber auch die scharfsinnigsten Szientisten befinden sich längst in den Reihen der Philosophen; dort trägt dieses Programm den Namen »Naturalismus«, weil der Szientismusbegriff zu pejorativ besetzt ist, als daß ihn noch jemand zur Selbstkennzeichnung seiner Position verwenden würde.

Mir scheint nun, daß es keinen guten Grund dafür gibt, das in der Tat gebotene Unternehmen der Szientismus- oder Naturalismuskritik mit einem Verzicht auf den Wissenschaftsanspruch der Philosophie zu erkaufen. »Die Philosophie ist keine der Naturwissenschaften«, befand Wittgenstein² und konnte sich breiter Zustimmung gewiß sein. Daraus folgt aber nicht, daß die Philosophie überhaupt keine Wissenschaft ist; dies würde nur unter der Gleichsetzung von Wissenschaft und Naturwissenschaft folgen, und ebendieser Gleichsetzung sollten wir uns nicht ohne Not an-

1 Jürgen Habermas, *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt am Main 1968, S. 13.

2 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main 1960, Satz 4.1111.

schließen. (Unglücklicherweise fügte Wittgenstein hinzu, daß die Naturwissenschaft aus der »Gesamtheit der wahren Sätze« bestünde. Damit ist nun allerdings eine echte Front markiert, denn auf das Streben nach wahren Sätzen sollte die Philosophie nicht so einfach verzichten, will sie nicht unter ihren Begriff gehen. Doch wenn man die eigenwillige Bedeutungstheorie des *Tractatus* nicht teilt, ist ja ohnehin nicht einzusehen, warum die »logische Klärung von Gedanken«, auf die Wittgenstein die Philosophie beschränkt wissen wollte³, nicht auch im Äußern von wahrheitsfähigen Sätzen bestehen könnte.)

Daß die Philosophie keine Wissenschaft sei, wird quer dazu vertreten, ob man diesen Umstand, wie Adorno und Heidegger, begrüßt, oder ob man ihn, wie etwa die Logischen Empiristen, bedauert. Das letztere Schicksal ist indes das härtere: Immer nur den Wachhund der Wissenschaften zu spielen, ohne doch selbst eine zu sein, führt leicht zu Minderwertigkeitskomplexen, die dann ihrerseits Überkompensationen nach sich ziehen. Die Logischen Empiristen haben uns demonstriert, wie man selbst aus dem Wachhunddasein eine Wissenschaft machen kann.

II

Antworten auf die Frage nach dem Wissenschaftscharakter der Philosophie hängen – trivialerweise – davon ab, welchen Begriff von Philosophie und welchen von Wissenschaft man zugrunde legt. Oft genug wird dabei der Explikationsbedarf auf seiten des Philosophiebegriffs höher veranschlagt als auf seiten des Wissenschaftsbegriffs: Die Philosophie müsse sich über ihren Status Rechenschaft ablegen, um ihr Verhältnis zur Wissenschaft zu klären. Weil diese Asymmetrie nicht recht einzusehen ist, möchte ich im folgenden einmal umgekehrt vorgehen. Ich halte es nämlich nach wie vor für eine offene und interessante Frage, *was eigentlich die Standards der Wissenschaftlichkeit sind, an denen die Philosophie scheitern könnte*. Wer der Philosophie die Wissenschaftlichkeit abspricht – ob nun in der Absicht, ihr etwas Gutes oder aber etwas Schlechtes nachzusagen –, scheint doch solche Standards im Sinn zu haben, die von approbierten Wissenschaften erfüllt werden und von der Philosophie nicht. Leider ist die unausgesprochene

³ Ebd., Satz 4.112.

Überzeugung, daß es diese Standards gebe, weiter verbreitet als Darlegungen, worin sie bestehen. Wir sollten uns deshalb noch einmal dumm stellen und fragen, ob sich eine derartige Klasse von Merkmalen, also eine Menge von notwendigen und hinreichenden Bedingungen der Wissenschaftlichkeit, überhaupt angeben läßt.

Um es vorwegzunehmen: Ich möchte behaupten, daß es eine solche Klasse von Merkmalen nicht gibt. Es gibt sie nicht deshalb nicht, weil die Wissenschaftstheoretiker notorisch uneinig wären, weil die Wissenschaftsgeschichte von Kuhnschen Paradigmenwechseln durchzogen wäre oder weil die Wissenschaftler selbst nicht mehr wüßten, was sie tun. All dies mag der Fall sein, doch scheint mir der Grund noch elementarer zu sein: Er besteht darin, daß die Wissenschaften ein *Plural* sind. Kein Wissenschaftstheoretiker kann heute schlicht auf Standards oder Methoden »der Wissenschaft« verweisen, ohne hinzuzufügen, welche Disziplinen er im Auge hat. Die vielfältige Ausdifferenzierung des Wissenschaftsspektrums, mit der wir es heute zu tun haben, betrifft nicht bloß den Gegenstandsbereich der Wissenschaften, sie besteht auch in methodologischer Hinsicht. Dies hat zur Folge, daß sich für jedes auf den ersten Blick plausible Merkmal der Wissenschaftlichkeit ohne weiteres Fächer finden lassen, die es nicht erfüllen – ohne daß man diesen deshalb ernstlich ihren Wissenschaftscharakter bestreiten wollte: Sie könnten ja aufgrund anderer Merkmale wissenschaftlich sein.

Den entsprechenden Nachweis möchte ich abkürzen durch eine unsystematische Aufzählung von Kandidaten, die als *conditiones sine quibus non* der Wissenschaftlichkeit gegolten haben oder gelten könnten und in dieser Rolle scheitern:

In der Physik werden empirische Größen gemessen. In der reinen Mathematik wird dagegen gerechnet – ist eine von beiden deshalb keine Wissenschaft? In einigen Fächern wird überhaupt nicht quantifiziert, sondern man arbeitet mit qualitativen Bestimmungen. Manche Wissenschaften betreibt man im Labor, andere im »Feld«, wieder andere in Archiven und Bibliotheken. Manche Wissenschaften werden mit Hilfe von Apparaten und Instrumenten betrieben, andere nicht. In einigen Wissenschaften – in sehr wenigen – wird deduktiv bewiesen, in anderen wird argumentiert. Geologen und Botaniker arbeiten mit natürlich vorfindlichen Gegenständen, Kunstwissenschaftler und Informatiker mit Arte-

fakten, bei Chemikern verschwimmt diese Grenze. In vielen Wissenschaften werden Experimente angestellt, in anderen nicht, in wieder anderen immerhin Gedankenexperimente. Manche Wissenschaften formulieren ihre Theorien in natürlicher, andere in künstlicher Sprache, Philosophen tun beides. Von den künstlichen Sprachen sind manche formalisiert, andere nicht. Einige Wissenschaften suchen nach strikten (ausnahmslosen) Gesetzen – meistens finden sie jedoch keine, weshalb sie ihre Gesetzesaussagen durch *Ceteris-paribus*-Klauseln einschränken müssen. Andere Wissenschaften sind mit statistischen Gesetzen zufrieden, wieder andere mit dispositionalen Erklärungen.

Diese Aufzählung von Merkmalen, die man noch lange fortsetzen könnte, entbehrt jeglicher Ordnung. Darin besteht auch ihr Sinn. Alle Versuche, die potentiellen Merkmale von Wissenschaftlichkeit in eine systematische Ordnung zu bringen, scheinen mir zum Scheitern verurteilt. Die Merkmale lassen sich nicht hierarchisieren; genauer: Jeder Versuch, dies zu tun, wäre schon auf die Bedürfnisse eines bestimmten Faches oder einer Gruppe von Fächern zugeschnitten, deren privilegierter Status aber erst unabhängig dargetan werden müßte. »Unabhängig« meint: Solange der beanspruchte privilegierte Status einer Wissenschaft sich allein darin ausdrücken soll, daß bestimmte der genannten Merkmale von dieser Wissenschaft paradigmatisch erfüllt werden und von anderen nicht, sollten wir von diesem Nachweis sehr wenig beeindruckt sein. – Man könnte der Liste noch eine zweite zur Seite stellen mit von Philosophen aufgestellten Postulaten, wodurch Wissenschaft sich auszeichnen soll; eine solche Synopse würde ähnlich heterogen ausfallen.

Nun ist die Geschichte der Philosophie reich an Versuchen, die Wissenschaftlichkeit der Philosophie auf Arten zu sichern, die im Lichte des eben Gesagten als zu restriktiv erscheinen. Herbert Schnädelbach hat mit Blick auf das 19. Jahrhundert vier solcher Wege unterschieden, die entweder dem Programm »Philosophie als Wissenschaft« oder dem Programm »Wissenschaft als Philosophie« folgen. Zum ersten Typus gehöre die »Verwissenschaftlichung der Philosophie mit geisteswissenschaftlichen Mitteln«, insbesondere denen der Historisierung und Philologisierung. Das umgekehrte Programm »Wissenschaft als Philosophie« werde dann verfolgt, wo man (a) Philosophie schlicht durch die vorhandene Wissenschaft ersetzt, indem man die letztere als die

Befriedigung aller legitimen philosophischen Bedürfnisse ausgibt; (b) philosophische Probleme, deren Recht man anerkennt, in einzelwissenschaftliche umdeutet, oder (c) eine etablierte Einzelwissenschaft als Leitwissenschaft akzeptiert und sich deren Standards unterstellt; es entstehen die einschlägigen Ismen wie Physikalismus, Biologismus, Psychologismus.⁴

Diese Versuche, die Philosophie zu verwissenschaftlichen oder Wissenschaft als Philosophie auszugeben, sind ausnahmslos reduktionistisch. Zum einen geben sie jeweils einen Teil dessen, was Philosophie ist, für das Ganze aus. Die meisten dieser Programme sind aber noch in einer zweiten Hinsicht reduktionistisch: Sie geben auch einen Teil dessen, was Wissenschaft ist, für das Ganze aus; das heißt, sie legen einen zu restriktiven Wissenschaftsbegriff zugrunde und verwechseln die methodischen Standards einer Einzelwissenschaft mit den Bedingungen für Wissenschaftlichkeit überhaupt. Der Verwechslung von Wissenschaft und Einzelwissenschaft scheint einzig der von Schnädelbach unter (a) beschriebene *allgemeine Szientismus* zu entgehen, welcher in seinem Bekenntnis zur Wissenschaft keiner der Einzeldisziplinen eine Führungsrolle zugesteht. Der allgemeine Szientist verwendet »Wissenschaft« unverdrossen im Singular und folgt dem Credo: »In the dimension of describing and explaining the world, science is the measure of all things.«⁵ Anstatt diese Parole, wie üblich, für skandalös zu halten, möchte ich im folgenden behaupten, daß es unter den als Szientisten bekannten Philosophen keinen einzigen gibt, der ihr je gefolgt wäre. Es ist trügerisch einfach, die Wissenschaft zum Maß aller Dinge oder zur »only avenue to truth«⁶ zu erklären. Noch bevor man den Szientismus ob seiner Geringschätzung nicht-wissenschaftlicher Erfahrung tadelt, kann und sollte man ihn mit einer harten immanenten Frage konfrontieren: Was, wenn sich »die Wissenschaft« im Singular als ein Mythos erweist? Die faktische Ausdifferenzierung der einzelnen Wissenschaften ist ein Datum, vor dem Philosophen, die sich dem »wissenschaftlichen Weltbild« verschrieben haben, am wenigsten die

4 Vgl. Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt am Main 1983, S. 120-128.

5 Wilfrid Sellars, *Science, Perception and Reality*, London 1963, S. 173.

6 Manley Thompson, »Naturalistic Metaphysics«, in: Roderick M. Chisholm u. a. (Hg.), *Philosophy*, Englewood Cliffs, N. J. 1964, S. 183-204; hier: S. 183.

Augen verschließen können. Die Wissenschaften sind heute ein Plural, und angesichts dieser Tatsache gibt es für den allgemeinen Szientisten nur zwei Optionen. Entweder hält er doch einige der existierenden Wissenschaften für etwas gleicher als andere, verschreibt sich also einer Leitwissenschaft und wird zum Physikalisten, Biologen oder ähnlichem. Oder er bekennt sich, dem traurigen Schicksal seiner Vorgänger zum Trotz, zum Projekt der Einheitswissenschaft oder zu einer abgeschwächten Form desselben.

Aufgeklärte Szientisten schwanken zwischen beiden Optionen, weil sie ahnen, daß beide gleichermaßen unattraktiv sind. Am Beispiel von Quine läßt sich dieses Schwanken gut beobachten.⁷ Zunächst erklärt Quine die Philosophie für gut beraten, von wissenschaftlichen Erkenntnissen jeglicher Art unterschiedlos Gebrauch zu machen: »All scientific findings, all scientific conjectures that are at present plausible, are therefore in my view [...] welcome for use in philosophy.«⁸ Was aber meint Quine mit »allen« wissenschaftlichen Erkenntnissen? Jeder seiner Leser weiß, daß nicht etwa Erkenntnisse aus allen Fächern gemeint sind, die man an Universitäten studieren kann. Zwar ist Quine vorsichtig genug, nirgends eine Aufstellung der approbierten Wissenschaften vorzulegen und die restlichen Disziplinen für unwissenschaftlich zu erklären. Seine Praxis ist aber deutlich genug. Es sind immer wieder dieselben Disziplinen, bei denen Quine sich bedient, während andere niemals vorkommen. Er beruft sich auf Physik, behavioristische Psychologie, Evolutionsbiologie, empirische Linguistik, Logik und Mathematik – eine eindrucksvolle Liste, der man aber doch einen gewissen *bias* nicht absprechen kann. In einigen programmatischen Passagen ist es dann mit der Liberalität vollends vorbei. Quine nimmt dort selbst unter seinen Referenzwissenschaften noch Abstufungen vor und bringt sie in eine Hierarchie, an deren Spitze die Physik steht, welche allein mit der Untersuchung der »essential nature of the world«⁹ befaßt sei. Wo es darum gehe, »the true and ultimate structure of reality«

7 Vgl. zum Folgenden Geert Keil, *Kritik des Naturalismus*, Berlin/New York 1993, S. 57 ff.

8 W. V. O. Quine, *Ontological Relativity and Other Essays*, New York 1969, S. 127.

9 »Physics investigates the essential nature of the world, and biology describes a local bump. Psychology, human psychology, describes a

darzustellen, habe insbesondere das mentalistische Idiom nichts zu suchen, ebensowenig alle anderen Ausdrücke, die intensionale Kontexte generieren.¹⁰

Nun können wir Quine zuliebe einmal dahingestellt sein lassen, ob es überhaupt noch gute Argumente für den Physikalismus und für die »Flucht vor den Intensionen« gibt. Soviel ist jedenfalls klar, daß die offene Privilegierung der Physik durch ein allgemeines Bekenntnis zur Wissenschaft oder zu den Wissenschaften nicht gedeckt ist. Wer den Königsweg zur »true and ultimate structure of reality« nur in einer Wissenschaft erblickt, wertet damit andere Wissenschaften ab. Der Szientismus hingegen, den ich hiermit beim Wort nehme, sieht keine Privilegierung eines bestimmten Faches vor. Insofern widerspricht der Physikalismus dem »Geist des Szientismus«. Den physikalistischen Szientisten des 20. Jahrhunderts möchte man ins Stammbuch schreiben: Du sollst nicht den Namen der Wissenschaft im Munde führen, wenn du die Physik meinst!

Die andere Option des Szientismus ist die Behauptung der Einheit oder zumindest der methodologischen Kontinuität der Einzelwissenschaften. Auch diese These findet sich bekanntlich bei Quine. Seine Fassung der Kontinuitätsthese ist mit »Einheit der Wissenschaften« besser bezeichnet als mit »Einheitswissenschaft«, denn anders als sein Lehrer Carnap gibt Quine ihr eine holistische statt einer reduktionistischen Interpretation: Die Gesamtheit unseres wissenschaftlichen Wissens von der Welt stellt für Quine ein Gewebe aus untereinander verbundenen Sätzen dar, wobei er den Zusammenhalt durch die der Sprache zugrundeliegende logische Struktur gewährleistet sieht, die alle Sätze zueinander in Beziehung setzt.¹¹

Quines wissenschaftstheoretischer Holismus überspielt jedoch den entscheidenden Grund dafür, daß die faktische Ausdifferen-

bump on the bump.« W. V. O. Quine, *Theories and Things*, Cambridge, Mass./London 1981, S. 93 (deutsch: *Theorien und Dinge*, Frankfurt am Main 1985).

10 W. V. O. Quine, *Word and Object*, Cambridge, Mass. 1960, S. 221 (deutsch: *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980).

11 Vgl. *Word and Object*, a. a. O., S. 12, sowie »Two Dogmas of Empiricism«, in: W. V. O. Quine, *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass. 1953, S. 42 (deutsch: *Von einem logischen Standpunkt*, Frankfurt/Berlin/Wien 1979).

zierung der Einzelwissenschaften auch durch außerordentliche synthetische Anstrengungen nicht wieder aufgehoben werden kann. Die Wissenschaften werden ein Plural bleiben, weil wir bei unserer wissenschaftlichen Tätigkeit nicht mehr mit *natürlichen Arten* rechnen dürfen, also mit einer Menge von disziplinenübergreifenden – realistisch oder nominalistisch zu interpretierenden – Generalisierungen, mit denen sich die explanatorischen Ziele aller Einzelwissenschaften erreichen ließen. Die einzelnen Wissenschaften zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie ihre Gegenstände in je eigener Weise klassifizieren und individuieren, und nichts spricht dafür, daß sich die Gegenstandsklassen der Einzelwissenschaften einmal sämtlich als mit den »natural kinds« einer zu entwickelnden Super-Wissenschaft koextensiv erweisen werden. Die von Fodor verteidigte »disunity of the special science«¹² wird uns erhalten bleiben, solange wir interessante – das heißt erklärungskräftige – Generalisierungen über Gegenstände vornehmen können, die unter anderen möglichen Beschreibungen nichts gemeinsam haben. Was die Einzelwissenschaften irreduzibel macht, ist demnach ein konstitutionstheoretischer Umstand, nämlich die vielfältigen Möglichkeiten, über die Bildung von Gegenstandsklassen extrapolierbare Gemeinsamkeiten herzustellen (oder aufzuweisen), die unter anderen Klassifikationen nicht sichtbar werden. – So ist demjenigen, der trotz allem am einheitswissenschaftlichen Programm oder einer Schrumpfform desselben festhält, eine Beweislast aufgebürdet, die zu übernehmen ihn nicht länger als Anwalt der Wissenschaften, sondern eher als deren hilflosen Ankläger ausweist. Daß die fortschreitende Vereinheitlichung ein asymptotischer Trend der Wissenschaftsentwicklung sei, ist vor allem historisch falsch, auch wenn es oft gerade antiszientistisch gesonnene Geisteswissenschaftler sind, die diesen Mythos pflegen: »Das naturwissenschaftliche Bild der Wirklichkeit ist heute von einer nie zuvor erreichten, großartigen Einheitlichkeit.«¹³ Wie das? Die Biologie kann ihre zentralen Begriffe, wie den des Organismus, trotz gegenteiliger Versicherun-

12 Jerry A. Fodor, »Special Sciences, or the Disunity of Sciences as a Working Hypothesis«, in: Ned Block (Hg.), *Readings in Philosophy of Psychology*, Bd. 1, Cambridge, Mass. 1980, S. 120–133.

13 Robert Spaemann und Reinhard Löw, *Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens*, München/Zürich 1981, S. 226.

gen nach wie vor nur auf teleologische Weise bestimmen, den meisten Physikern gelten teleologische Naturauffassungen als Bedrohung aus dem finsternen Mittelalter – wo ist hier die »großartige Einheitlichkeit« des naturwissenschaftlichen Weltbildes? Vollmundig proklamieren kann man diese Einheit nur um den Preis der Ausblendung aller desintegrativen Züge der Wissenschaftsentwicklung sowie der willkürlichen Ausgrenzung von Sparten, die nicht ins Bild passen.

So nützt es dem Szientismus am Ende nichts, seine Neutralität zu wahren und auf die Orientierung an einer Leitwissenschaft zu verzichten. Sein emphatisches Bekenntnis zu »der Wissenschaft«, das sich lediglich der Nichtwahrnehmung ihrer inneren Pluralität verdankt, bleibt eine leere Geste. Solange die unterstellte Homogenität der Wissenschaft nichts als Fiktion ist, laufen die beiden beschriebenen Optionen annähernd auf dasselbe hinaus. Ob es nun der Weg der Reduktion oder der Weg der Synthesis ist, auf dem die Herstellung der Einheit mißlingt, ist für unseren Zusammenhang gleichgültig.

Ausdrücklich möchte ich darauf bestehen, daß die behauptete innere Pluralität der Wissenschaften schon im Bereich der Naturwissenschaften besteht. Anderenfalls – wenn etwa Merkmale der Wissenschaftlichkeit, die nur in Geistes- und Kulturwissenschaften realisiert sind, solchen der Naturwissenschaften entgegeng gehalten würden – könnte man mir eine *petitio principii* vorwerfen, denn aus naturalistischer Perspektive zählen geisteswissenschaftliche Methoden schließlich nicht als wissenschaftlich. Meine angeführte Liste potentieller Merkmale der Wissenschaftlichkeit gibt aber der Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften keine Nahrung; vielmehr steht sie quer zu den gängigen dualistischen Wissenschaftsklassifikationen und »Zwei-Kulturen«-Thesen. Wichtig ist dieser Hinweis deshalb, weil ich den Begriff des Szientismus bisher wörtlicher genommen habe, als Szientisten selbst es tun. Es erscheint mir durchaus erhellend, einmal zu ignorieren, daß man mit »Szientismus« üblicherweise die Orientierung an den *Naturwissenschaften* meint – ein Wortgebrauch, in den die kritikwürdige Identifizierung von »Wissenschaft« und »Naturwissenschaft« schon eingebaut ist. Nur in diesem Falle ergibt sich auch die übliche Gleichsetzung von »Szientismus« und »Naturalismus«. Warum aber, außer aus Gründen der Sprachkonvention, sollte man diesen Identifizierungen folgen?

Mit Blick auf Quine könnte man noch einen Schritt weiter gehen und dem Szientismus auch noch den Begriff der Naturwissenschaft aus der Hand zu schlagen suchen: Was sind schon »Natur«-wissenschaften? »Wissenschaften von der Natur« sicher nicht; szientistische Philosophen verfügen gerade nicht über einen inhaltlich spezifizierten Naturbegriff, weshalb sie ihre Methodenideale auf eine Art und Weise etablieren und rechtfertigen müssen, die den alten Antithesen *Natur vs. Geist* oder *Natur vs. Kultur* ganz äußerlich ist und lediglich darauf appliziert wird. Sollte nun, wer von Natur nicht reden will, nicht von »Natur«-wissenschaft schweigen? In der Tat begnügt sich Quine in der Regel mit dem Begriff der »science«, wobei ihm zugute kommt, daß in den englischen Äquivalenten für »Geisteswissenschaften«, nämlich »humanities« und »arts«, der Wissenschaftsbezug schon in vorauseilendem Gehorsam getilgt ist.

Soweit ich sehe, bleibt für die Ausgrenzung, an der dem naturalistischen Szientismus gelegen ist, allein das Kriterium übrig, mit dem Brentano die Eigenart des Mentalen beschrieb: dessen intentionaler Charakter. Die wissenschaftlich respektablen Disziplinen würden sich dann durch die vollständige Abwesenheit des intentionalen Idioms auszeichnen, also der mentalistischen Rede von Wünschen, Absichten, Überzeugungen etc. Allerdings läßt sich meines Erachtens zeigen, daß der Bereich unseres Wissens von der Welt, der völlig ohne intentionale Begriffe ausgedrückt werden kann, viel kleiner ist als gemeinhin angenommen. Das intentionale Idiom scheint die natürliche Sprache so weiträumig und zugleich unauffällig zu durchdringen, daß auch solche natur- und humanwissenschaftliche Theorien, die sich völlig frei davon wähnen, in versteckter Form darauf zurückgreifen.¹⁴ Dem anhand der Brentano-These gewonnenen Kriterium für naturalistische Theorien tut dieser Umstand keinen Abbruch; er zeigt nur, daß es kaum zu erfüllen ist.

¹⁴ Vgl. dazu Keil, *Kritik des Naturalismus*, a. a. O., Kap. II/3, IV/3 und V.

Wir wären auf der Suche nach methodischen Standards oder Merkmalen, die von approbierten Wissenschaften erfüllt werden und die somit als Menge notwendiger und hinreichender Bedingungen der Wissenschaftlichkeit gelten können. In einem zweiten Schritt wäre dann zu überprüfen gewesen, ob die Philosophie diesen Standards entspricht.

Diesen zweiten Schritt können wir uns ersparen, denn der erste war nicht erfolgreich. Die Wissenschaften sind in methodologischer Hinsicht ein Plural, und die einschlägigen Merkmale der Wissenschaftlichkeit sind ausnahmslos schon auf bestimmte Fächer oder Fachgruppen zugeschnitten. Es ist aber ein durchsichtiges Manöver, zunächst einen zu restriktiven Wissenschaftsbegriff zugrunde zu legen und dann der Philosophie auf dieser Basis die Wissenschaftlichkeit abzuspochen (oder zuzuerkennen: ein Hegelianer mag Standards der Wissenschaftlichkeit formulieren, die allein die Philosophie erfüllt). Und doch ist eben dies immer wieder geschehen – übrigens auch philosophieintern: Einzelne Schulen, Disziplinen und philosophische Arbeitsstile haben einander immer wieder ihre Wissenschaftlichkeit abgesprochen. Diese wechselseitigen Vorwürfe scheinen mir größtenteils unberechtigt.

Ich schlage vor, sich überhaupt von der Annahme zu verabschieden, daß die Standards der Wissenschaftlichkeit eine Menge von notwendigen und hinreichenden Bedingungen seien. Auf der anderen Seite sollten wir nicht auf die anarchische Position einschwenken, daß es überhaupt keine Standards der Wissenschaftlichkeit gebe, so daß das Prädikat »wissenschaftlich« dem beliebigen Gebrauch anheim fiele. Aus dem Fehlen einer Menge von notwendigen und hinreichenden Bedingungen folgt kein »Anything goes«. Meine positive These lautet vielmehr: *Die einzelnen Wissenschaften werden in methodologischer Hinsicht durch Familienähnlichkeiten zusammengehalten*, und dies genau in dem Sinn, in dem Wittgenstein diesen Begriff eingeführt hat. Kognitive Tätigkeiten, die wir »wissenschaftlich« nennen, müssen gar nicht ein bestimmtes Merkmal gemeinsam haben, um dieses Prädikat zu Recht zu tragen.¹⁵ Stellen wir uns einmal eine voll-

¹⁵ Von »Familienähnlichkeiten«, durch die der Plural »Wissenschaft« zusammengehalten werde, spricht auch Herbert Schnädelbach (»Phi-

ständigere Liste von Merkmalen der Wissenschaftlichkeit vor als die oben angeführte. Es würde dann genügen, daß verschiedene Wissenschaften jeweils verschiedene *Teilklassen* dieser Merkmalsmenge erfüllen, ohne daß ein bestimmtes Merkmal in jedem Fall dabeisein müßte. So wäre es absurd, etwa von der Mathematik reproduzierbare Experimente zu fordern, von der Theologie die Durchführung von Doppelblindstudien oder von der Festkörperphysik historisch genaue Quellenforschung. Diese Verfahren wären schlicht nicht anwendbar, und doch gehören sie sicherlich zur Gesamtmenge der von Fall zu Fall zu erfüllenden Standards der Wissenschaftlichkeit. Natürlich werden immer *einige* Wissenschaften, gemessen an den Standards *anderer* Wissenschaften, als weniger wissenschaftlich erscheinen – *so what?* Aus dem Umstand, daß jedes Fach eine andere Teilkategorie der Merkmalsmenge erfüllt, folgt eben nicht, daß bestimmte Fächer wissenschaftlicher wären als andere. *Wie viele* und *welche* dieser Standards jeweils erfüllt sein müssen, ist eine offene Frage, für die es keine disziplinenübergreifende Antwort geben kann.

Der Verzicht auf notwendige und hinreichende Bedingungen der Wissenschaftlichkeit ist schon aus historischen Gründen geboten. Über Epochen hinweg hat die übergroße Mehrheit der Wissenschaftler und Philosophen Standards für unaufgebbar gehalten, die heute verlorengegangen sind. Dies betrifft selbst so zentrale Forderungen wie die nach *Beweisbarkeit* wissenschaftlicher Aussagen. »Wissenschaft ist Erkenntnis der Wahrheit durch sichere Beweise«, hatte Leibniz definiert.¹⁶ Was die Philosophie betrifft, so ist die Forderung nach Beweisbarkeit wohl erst in den letzten Jahrzehnten mit der Entstehung der philosophischen Argumentationstheorie entkräftet worden, die uns vor Augen ge-

losophie als Wissenschaft und als Aufklärung«, in: ders., *Zur Rehabilitierung des »animal rationale«*, Frankfurt am Main 1992, S. 372–386, hier: S. 372). Zugleich hat Schnädelbach verschiedentlich Bedenken gegenüber dem Insistieren auf dem Wissenschaftscharakter der Philosophie geäußert. Mit meinem Aufsatz würde ich diese Bedenken gern zerstreuen, weil ich meine, daß ihr Hauptmotiv hinfällig werden sollte, wenn man einen durch die Anwendung des Konzepts der Familienähnlichkeiten angemessen liberalisierten Wissenschaftsbegriff zugrunde legt.

¹⁶ »*Scientia est cognitio veritatis per probationes certas.*« G. W. Leibniz, *Opusculum et fragmenta inédits de Leibniz*, hg. von Louis Couturat, Paris 1903, S. 496.

führt hat, daß es diesseits des strengen Beweisens schwächere Formen der Rechtfertigung gibt, die – als ein Drittes zwischen logisch zwingender Beweiskette und beliebiger Meinung – dem philosophischen Geschäft, und wohl auch anderen Wissenschaften, die ihre Theorien in natürlicher Sprache formulieren, viel angemessener sind.

Noch selbstverständlicher erscheint die Forderung, daß wissenschaftlich gewonnene Aussagen *wahr* zu sein haben. Doch haben Wissenschaftler heute in ihrer Mehrheit ein fallibilistisches Verständnis ihrer Tätigkeit. Es ist ihnen keine absurde Vorstellung mehr, daß Sätze, die nach allen Regeln der Kunst überprüft worden sind und die wir nach bestem Wissen und Gewissen für wahr halten, es dennoch nicht sind. Mehr noch: Man hält das Aufstellen unrevidierbarer Wahrheiten, Peirce folgend, geradezu für unwissenschaftlich, ist es doch dazu geeignet, der Forschung den Weg zu verstellen. Das hergebrachte Ideal der *certitudo* ist aufgegeben, und dies gerade *im Namen der Wissenschaftlichkeit* – daß dies einmal geschehen könnte, hätte Leibniz sich nicht träumen lassen. Doch trotz solch gravierender Traditionsbrüche ließen sich stets genügend Elemente der Kontinuität im Begriff der Wissenschaft aufweisen, um die Verwendung des Begriffs über Epochen hinweg gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Erneut ist es Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit, das diese Kontinuität am besten charakterisiert. Der rote Faden »Wissenschaftlichkeit« ist aus vielen einzelnen Fasern zusammengesetzt.¹⁷

Wie aber verhält es sich mit dem *Streben nach Wissen*, das doch in den Wissenschaftsbegriff gleichsam eingebaut scheint? Steckt nicht in diesem Streben – und damit im Bezug auf *Wahrheit* – doch ein Definiens der Wissenschaft? Der Fallibilismus, von dem eben die Rede war, sagt ja über den Wahrheitsbezug der Wissenschaft nur die halbe Wahrheit. Wollen wir unsere Ansprüche auf Wissen

¹⁷ »[D]ie Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen. Wenn aber Einer sagen wollte: »Also ist allen diesen Gebilden etwas gemeinsam, – nämlich die Disjunktion aller dieser Gemeinsamkeiten« – so würde ich antworten: hier spielst du nur mit einem Wort. Ebenso könnte man sagen: es läuft ein Etwas durch den ganzen Faden, – nämlich das lückenlose Übergreifen dieser Fasern.« Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1960, § 67.

– und damit auf Wahrheit – unter den Vorbehalt der Fehlbarkeit stellen, so muß es etwas geben, *angesichts dessen* das vorerst für richtig Gehaltene sich einmal als falsch erweisen kann. Die Rede von Irrtum, Fehlbarkeit und Revidierbarkeit macht nur Sinn, wo der Wahrheitsbezug nicht überhaupt aufgegeben ist. Für diesen Wahrheitsbezug der Wissenschaft reicht aber der fehlbare *Anspruch* auf Wahrheit aus, während wir uns des *Besitzes* wahrer Aussagen niemals sicher sein können. Der Anspruch auf Wahrheit muß erhoben werden, wenn der Vorbehalt der Fehlbarkeit seinen Sinn behalten soll. Weit davon entfernt, den Wahrheitsanspruch zu gefährden, setzt der Fallibilitätsvorbehalt ihn also schon voraus. Man kann sogar mit Habermas sagen, daß er dem Wahrheitsanspruch »kein Jota von seiner Unbedingtheit« nimmt.¹⁸ Übrigens war, Leibnizens Definition zum Trotz, die Wertschätzung des Strebens nach Wahrheit gegenüber dem Wahrheitsbesitz dem Selbstverständnis der Philosophie nie ganz fremd, wovon der Wortsinn von ›philosophia‹ Zeugnis ablegt. Mit diesem altmodischen Festhalten an der Verpflichtung auf Wahrheitssuche scheinen wir unversehens doch bei einer Bestimmung angelangt zu sein, durch die die Wissenschaften – und die Philosophie – stärker zusammengehalten werden als durch bloße Familienähnlichkeiten. Diese Art Bestimmung war allerdings nicht das, was wir suchten: Wir hatten nach *methodologischen Standards* der Wissenschaftlichkeit gefragt, und Teilnahme am Geschäft der Wahrheitssuche ist kein solcher methodologischer Standard. ›Wahrheitssuche‹ würde schon deshalb nicht zum Definiens von Wissenschaftlichkeit taugen, weil sie zum größten Teil außerhalb der Wissenschaften stattfindet. Auch im Alltag sind wir ständig damit beschäftigt, herauszufinden, wie sich etwas verhält: Es soll auch Wahrheiten geben, zu deren Ermittlung wir keine wissenschaftlichen Verfahren bemühen müssen. Dieser Hinweis ist nicht wissenschaftskritisch gemeint; die bei Szientismuskritikern beliebte Entgegensetzung von wissenschaftlicher Erkenntnis und Alltagserfahrung kann nicht überzeugen. Es ist eine wertvolle Einsicht des amerikanischen Pragmatismus von Dewey bis Quine, daß wissenschaftliche Methoden sich in einer *Kontinuität zum common sense* befinden, daß sie dessen Verlängerung darstel-

¹⁸ Jürgen Habermas, »Entgegnung«, in: Axel Honneth und Hans Joas (Hg.), *Kommunikatives Handeln*, Frankfurt am Main 1986, S. 327–405, hier: S. 351.

len, statt mit ihm zu konkurrieren. (Ähnliche Auffassungen haben der späte Husserl und die konstruktive Wissenschaftstheorie vertreten.)

Auf das Erheben von Wahrheitsansprüchen sind weder die Wissenschaften noch die Alltagserkenntnis spezialisiert; was die ersteren der letzteren voraushaben, ist eher schon in der besonderen Rolle zu suchen, die das dem Wahrheitsstreben inhärente fallibilistische Prinzip der steten Offenheit für Selbstkorrekturen spielt – oder spielen sollte. Quine hat diesen Unterschied einmal so ausgedrückt: »Unscientific man is beset by a deplorable desire to have been right. The scientist is distinguished by a desire to *be* right.«¹⁹ – Natürlich wissen wir alle, daß dies empirisch falsch ist. Die Figur des unverdrossenen Wahrheitssuchers, der sich über nichts so sehr freut wie über eine Gelegenheit, seine Irrtümer zu korrigieren, ist in den Wissenschaften so selten wie anderswo. Und doch können wir dies nicht entbehren: anspruchsvolle normative Begriffe von Wissenschaft und Philosophie, die deren kontingente Praxis kritisierbar machen.

IV

Die Familienähnlichkeitsthese mag man für ein vergleichsweise mageres Ergebnis halten. Die Frage, ob die Philosophie eine Wissenschaft sei, ist damit nicht schon beantwortet. Mit meinen Überlegungen habe ich mich eher im Vorfeld dieser Frage aufgehalten; es ging darum, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die einer positiven Antwort auf unsere Titelfrage im Wege stehen. Der nächste Schritt müßte darin bestehen, diejenigen Standards der Wissenschaftlichkeit zu spezifizieren, die auf die Philosophie anwendbar sind. Wenn man darüber hinaus daran interessiert ist, ob die Philosophie nicht bloß eine Wissenschaft sein *kann*, sondern es tatsächlich *ist*, müßte man im einzelnen überprüfen, inwieweit faktisch betriebene Philosophie diese Standards erfüllt.

Mir genügt es, dafür argumentiert zu haben, daß dem Wissenschaftsanspruch der Philosophie zumindest nichts entgegensteht. Immerhin möchte ich aber behaupten, daß es unter den Standards der Wissenschaftlichkeit solche gibt, welche die Philosophie, so
¹⁹ W. V. O. Quine, *Quiddities. An Intermittently Philosophical Dictionary*, Cambridge, Mass./London 1987, S. 185.

fern sie professionell betrieben wird, in besonderer Weise erfüllt. Solche Standards wären: die Bereitschaft und Kompetenz zur Offenlegung argumentativer Figuren, eine gewisse Disziplin in der Begriffsbildung, begleitende Methodenreflexion, Verfügen über ein Instrumentarium zur Virtualisierung der vorgenommenen Abstraktionen, Auseinandersetzung mit der Geschichtlichkeit der behandelten Probleme, Standards der philologischen Genauigkeit und hermeneutischen Gerechtigkeit im Umgang mit fremden Texten. Nicht zuletzt verfügt die Philosophie über ein eingebautes Potential der Dogmatismusbegrenzung durch Perspektivenwechsel und Selbstkritik. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Dies ist keine Behauptung über besondere, von Philosophen ausgebildete Kompetenzen, die anderen Wissenschaftlern mangeln – obgleich es solche Kompetenzen sicherlich gibt, wie auch umgekehrt. Entscheidend ist, daß in der Philosophie reflexive und selbstkritische Thematisierungen *innerhalb des Faches* möglich sind, die in anderen Fächern nur jenseits der Fachgrenzen vorgenommen werden können und deshalb dort – nach deren internen Standards – als unwissenschaftlich gelten müssen. *In der Philosophie sind Praxen wissenschaftlich, die in anderen Fächern unwissenschaftlich wären.* Dies ist nicht paradox, sondern es bestätigt die oben gewonnene Einsicht, daß wir einzelne Standards der Wissenschaftlichkeit nicht beliebig über die Fachergrenzen hinweg anwenden dürfen, in der fehlgeleiteten Hoffnung auf ein allgemeines Wissenschaftskriterium.

Vielleicht wäre es weniger mißverständlich, statt von der Wissenschaftlichkeit der Philosophie von der *Professionalität* zu sprechen, mit der man sie betreiben sollte. Es würde dann deutlicher werden, daß es sich um die *jeweils eigenen, fachinternen* Standards handelt, an denen wir uns zu orientieren haben. Wer das philosophische Geschäft professionell betreibt, unterwirft sich nicht einem heteronomen Wissenschaftsideal oder dem »Szientismus«, sondern hat sich dafür entschieden, die Standards, die er mit guten Gründen anerkannt hat, nicht wissentlich zu unterbieten. In diesem Sinne verstehe ich auch Herbert Schnädelbach, der einerseits davor warnt, das Philosophieren »unter den modernen Anforderungen der Wissenschaftlichkeit zum Erliegen [zu] brin-

20 Herbert Schnädelbach, »Die Philosophie und die Wissenschaften vom Menschen«, in: ders., *Zur Rehabilitierung des animal rationale*, a. a. O., S. 116-136; hier: S. 128.

gen«²⁰, der aber zum anderen sehr wohl für die Einhaltung elementarer Standards plädiert, da die Philosophie sonst in einer Wissenskultur überhaupt kein Gehör fände²¹ – und, wie ich hinzufügen möchte, auch ihre selbstgestellten Probleme nicht angemessen behandeln könnte. Mit dem ersten, kritischen Votum hat Schnädelbach allein die *Vergeisteswissenschaftlichung* der Philosophie im Auge, also ihr Aufgehen in der historisch-philologischen und hermeneutischen Beschäftigung mit tradierten philosophischen Texten. Wenn das Gesagte annähernd richtig ist, muß aber Philosophie nicht in diesem Sinne Geisteswissenschaft sein, um Wissenschaft zu sein.

Abschließend möchte ich noch auf einen grundsätzlichen Einwand eingehen, auf die Befürchtung nämlich, daß bei einem auf die skizzierten Merkmale sich berufenden Plädoyer für Professionalität vieles von dem unter den Tisch fällt, woran uns in der Philosophie am meisten gelegen ist oder gelegen sein sollte. Auf Befürchtungen dieser Art kann es keine einfache Antwort geben, denn es macht einen Unterschied, *in wessen Namen* der Wissenschaftscharakter der Philosophie jeweils kritisiert wird. Unter den Philosophen, die sich mit dem Wissenschaftsanspruch der Philosophie nicht anfreunden können, gibt es viele, deren Intentionen ich teile und deren Werk man auch aus der hier eingenommenen Perspektive schätzen kann.

Adorno hat vom »Doppelcharakter der Philosophie als Fach und als Nicht-Fach« gesprochen; Philosophie sei auch die »Besinnung auf all das, was der Arbeitsteilung des Geistes zum Opfer gefallen ist«.²² Es liegt nahe, solche emphatischen Bestimmungen von Philosophie als mit dem hier Gesagten unvereinbar anzusehen. Dieser Einschätzung möchte ich widersprechen. Daraus, daß die Philosophie eine Wissenschaft ist, folgt nämlich nicht, daß sie nur eine Wissenschaft ist. Ich habe die These vertreten, daß die Philosophie *mindestens* eine Wissenschaft ist. Was auch immer sie sonst noch sein mag, sie ist nicht weniger Wissenschaft, als die anderen Wissenschaften es sind. Aber sie könnte noch *mehr* als das sein, so zum Beispiel: *Aufklärung, Kritik, Reflexion* oder *Orientierung*. Mit solchen Bestimmungen ist in der Regel der

21 Vgl. Schnädelbach, »Philosophie als Wissenschaft und als Aufklärung«, a. a. O., S. 382.

22 Theodor W. Adorno, *Philosophische Terminologie*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1973, S. 44.

Anspruch verbunden, daß die Philosophie sich eben durch dieses ›Mehr‹ von anderen Fächern unterscheide.

Fraglos ist die Philosophie durch eine Formel wie »der Versuch gedanklicher Orientierung im Bereich der Grundsätze unseres Denkens, Erkennens und Handelns«²³ besser und genauer charakterisiert als durch die Eigenschaft, eine Wissenschaft zu sein. Nun habe ich aber in diesem Aufsatz überhaupt nicht danach gefragt, wodurch die Philosophie sich auszeichnet. Der Verweis auf das, was Philosophie von anderen Fächern unterscheidet, wäre für unseren Zusammenhang nur dann relevant, wenn gezeigt werden könnte, daß dieses ›Mehr‹ mit ihrem Wissenschaftsanspruch unvereinbar ist. Die Beweislast dafür scheint mir aber auf seiten der Kritiker zu liegen, denn es sollte deutlich geworden sein, daß die Unvereinbarkeit nur dann folgt, wenn man einen depravierten Begriff von Wissenschaft zugrunde legt. Identifiziert man Wissenschaft partout mit der »positivistisch halbierten Rationalität«, so kann wissenschaftliche Philosophie natürlich nicht zugleich Aufklärung sein. Die hier vertretene Auffassung richtet sich somit nicht gegen emphatische Bestimmungen von Philosophie, sondern nur gegen die Auffassung, daß man das, woran einem in der Philosophie gelegen sein sollte, allein auf Kosten ihrer Wissenschaftlichkeit retten könne.

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und mit folgender These schließen: Auch um dessentwillen, was an der Philosophie nicht Wissenschaft ist, wäre es besser, wenn sie eine Wissenschaft wäre. – Dies kann man sich am Beispiel der *orientierenden Funktion* der Philosophie klarmachen: Kognitive Orientierung verspricht ja nicht allein die Philosophie; ungleich stärker fallen heute Orientierungsangebote ins Auge, welche die Unübersichtlichkeit moderner Lebensformen handstreichartig und unter Verzicht auf jegliche Anstrengung des Begriffs zu beseitigen versprechen. Die ungezählten esoterischen Heilslehren, die seit einigen Jahren ausgerechnet die »Philosophie«-Regale unserer Sortimentsbuchhandlungen verstopfen, locken mit der Aussicht auf geistige Orientierung und Erleuchtung unter Preisgabe (und oft genug unter Diffamierung) aller intellektuellen, begrifflichen und methodischen Standards, die die Philosophie sich über Jahrhunderte erarbeitet hat. Auch deshalb – um der Abgrenzung von obskuren

²³ Schnädelbach, »Philosophie als Wissenschaft und als Aufklärung«, a. a. O., S. 381.

Heilslehren willen – sollte die Philosophie auf jenem Minimum an professionellen Standards bestehen, dessen Erfüllung ihre Familienähnlichkeit mit anderen Wissenschaften ausmacht. Die Familienähnlichkeitsthese ist zwar liberal, aber sie ist nicht anarchistisch. Sie ist offen genug, um der methodologischen Vielfalt der einzelnen Wissenschaften Rechnung zu tragen. Sie ist aber auch restriktiv genug, um nicht jede beliebige Form interpretativen Weltumgangs als wissenschaftlich ansehen zu müssen. Praxen, die sehr wenige bis überhaupt keine der potentiellen Merkmale der Wissenschaftlichkeit erfüllen, sind eben sehr wenig bis überhaupt nicht wissenschaftlich.